

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

3 P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 24. Oktober 1902.

Jahrgang 23 No. 8.

„Ruinen! Ruinen!“ rief plötzlich meine Koufine Rosa, als sie an der Biegung des schmalen abschüssigen Weges angelangt war, der sich längs des Berges erstreckte. „Kommt doch und seht, wie festsam das ist: Ruinen, mit weißen Wäldchen bedeckt, nebst einer kleinen Quelle, einem Streifen Mauer, einem Thorpfeiler und einer herrlichen Aussicht obendrein!“

„Mühsam und mit Hilfe unserer Alpenhunde besetzen wir uns, das maghafte junge Mädchen einzuholen. Sie war auf einen großen, mit Moos bewachsenen Stein geklettert, den Ueberrest irgend einer alten Wohnstätte. Sie betrachtete voll Entzücken den prächtigen Horizont, der die ganzen Gegend umhüllte, und sie lachte, lachte wie ein ausgelassenes kleines Schulmädchen.“

„Ich wandte mich zu dem alten Führer, der uns auf unserem Ausfluge begleitete, und ich befragte ihn über diese Ruinen, deren Vorhandensein auf solcher Höhe des Berges mir merkwürdig erschien.“

„Ja, der schwarze Hof,“ sagte er mit gepfeifter Stimme, indem er beinahe andächtig seine Mütze ein wenig hob. „Vor der einfachen und ersten Geberde dieses Landmannes schwand unsere Heiterkeit mit einem Schlage, und selbst meine Koufine Rosa gefellte sich neugierig wieder zu uns.“

„Warum dieser tragische Name?“ fragte sie.

„Wissen Sie nicht, was sich vor dreißig Jahren hier zugefallen hat?“ antwortete der Führer mit erstaunter Miene. „Haben Sie niemals etwas vom Schäfer Claude gehört, dem rothen Claude?“

„Niemals! Wir sind erst kurze Zeit in der Gegend.“

„Dann will ich Ihnen die Geschichte erzählen; ich habe sie selbst miterlebt, und solche Erinnerungen vergißt man nicht leicht.“

Wir setzten uns um den Führer herum auf die Steine, und hörten aufmerksam zu.

2.

„Diese Ruinen,“ begann er, „sind die Ueberreste eines Hofes, der einst einer der reichsten und angesehensten der Gegend war. Zu jener Zeit nannte man ihn den Kastanienhof.“

Auf den nahen Triften, an den Abhängen des Berges weideten seine vielen Herden, und seine Kühe waren bekannt ob der guten Milch, die bei allen Käseereien des Thales besonders geschätzt war.“

Eine Familie von braven Leuten lebte da, glücklich und zufrieden. Meister Urban, der Vater, ein ruhiger, stattlicher Greis, bewirtschaftete selbst den Hof. Mutter Urban besorgte die Thiere mit ihrer Tochter Katherine und vier Anechten, großen, starken und ergebenen Burtsden, welche die Herden durch Monate hindurch auf die Weide führten.“

Es war Getreide in den Scheunen, schönes weißes Vinnen in den Schränken, harte klingende Thaler in einem Wollstrumpf, und wir jungen Leute im Dorfe, wir sprachen oft mit Neid von diesem Hofe.“

„Glücklich derjenige, der die Tochter Meister Urban's heirathen wird, denn sie ist ein reiches und schönes Mädchen.“

„Ja, ich bin das, was sie, ich erinnere mich. Ich sah sie an den Festtagen ins Thal herabkommen, ein wenig hochmüthig gegenüber den jungen Burtsden, aber so hübsch, so überaus hübsch, mit ihrem dichten Kranz von schwarzen Haaren, ihrem tirschrothen Rande, ihren dunklen, zündenden, unübersehbaren Augen.“

„Wie schade,“ sagten wir, „daß sie immer da oben bleibt, auf ihrem Berge, ohne sich um die Verliebten zu kümmern.“

3.

Unter den Schäfern des Hofes befand sich einer Namens Claude, der rothe Claude, wie man ihn der brandrothen Farbe seiner Haare wegen nannte, ein großer, stämmiger Geselle, mit einem schönen bösen Blick, ein Stiller, dessen Stimme man wenig hörte, den aber Meister Urban behielt, da er besser als Einer das Vieh zu behandeln wußte.“

Er verbrachte fast die Hälfte des Jahres mit seinen Kühen auf den Weiden und blieb die übrige Zeit auf dem Hofe, wo er die schwersten Arbeiten verrichtete, denn dieser Kolof fürchtete sich vor nichts.“

Oft im Winter, an schneereichen Tagen, ging er hinaus und legte sich hinter dem Felsen auf die Lauer, um die Wölfe zu tödten.“

Eines Abends nun, nach der gemeinamen Mahlzeit, als Katherine mit ihrer Mutter sich zurückgezogen hatte, näherte sich Claude mit geheimnißvoller Miene Meister Urban, indem er seine Mütze zwischen seinen wulstigen Fingern drehte.“

„Was gibt es, Claude?“ fragte der Bauer.“

„Es gibt, Herr, daß ich Euch um etwas zu bitten habe. Ich kann keine schönen Reben machen, und ich werde es kurz herausgeben: Ihr sollt mir Euer Tochter zur Frau geben.“

„Was sprichst Du da, Burtsche? Aber Du bist von Sinnen. Ueberlege ein wenig.“

„Da ist nichts zu überlegen, Herr; ich trage mich seit Langem mit diesem Gedanken.“

„Und Katherine?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe ihr niemals davon gesprochen.“

„Wenn sie selbst einwilligen würde,“ erklärte der Bauer jörnig, „so würde ich es niemals zugeben, denn Du bist arm und meine Tochter ist eine gute Partie. Man verschwägert nicht den Knecht mit dem Herrn. Schlag Dir diesen Gedanken aus dem Kopf und halte Dich an Deine Arbeit; es wäre ein Unglück im Hause.“

Der rothe Claude war aufgefahren, als dieses Wort „arm“ an sein Ohr schlug. „Das also war es, das große Hinderniß? ... Was lag ihm, Claude, am Gelde? Was er wollte, das war die schöne Katherine, und er wollte sie seit Monaten. Diese Liebe raubte ihm den Verstand. Stundenlang hatte er sie heimlich betrachtet, ohne es zu wagen, ein Wort zu ihr zu sprechen, oft ohne sich selbst zu zeigen.“

Ihr gegenüber war er ehrerbietig und sankt, ihr suchte er sich nützlich zu erweisen, ihr jede Mühe zu erparen.“

Aber nun war es genug. Der Bauer hatte sie ihm verweigert, mit schimpflichen Worten, und der wahre Claude bäumte sich in ihm auf, trotzta und wild, Claude der Schäfer, der Wollstichter.“

„Es ist gut,“ murrte er, „ich werde mit Eurer Tochter sprechen.“

„Du wirst schweigen oder ich werde Dich vom Hofe jagen.“

„Ich werde sprechen.“

4.

Er sprach.

Der Bauer ließ ihn gewähren; er begriff, daß es noch das beste Mittel war, ihn zu überzeugen. Katherine, die stolze, schöne Katherine, würde ihm antworten, wie es sich gebührte.“

Sie hört das Liebesbekenntniß an, ein wenig spöttisch, denn es schien ihr komisch, diesen plumpen Knecht um sie freien zu hören, dann brach sie in ein schallendes Gelächter aus.“

„Geht Eurer Wege, Claude. Sucht Euch eine andere Schöne in den Bergen. Hier ist nichts zu wollen für Euch.“

Bald kannte jeder auf dem Hofe die Geschichte von dem Schäfer, der es gewagt hatte, an die Tochter seines Herrn zu denken. Auch im Dorfe erfuhr man es, und man machte sich darüber lustig, um so mehr, als es eines Tages hieß, daß die schöne Katherine sich zu Pfingsten mit einem reichen Hofbesitzer aus dem Thale verheirathet werde.“

Dann kam die Geschichte mit Claude in Vergessenheit.“

Eben schickte er sich wieder an, die Herden auf die Weiden zu führen. Während sechs Monaten würde man von ihm nicht mehr sprechen hören.“

Aber als er den Hof verließ, um sich auf jene hohen Flächen zu begeben, die Sie hier sehen, über Ihnen, zu Ihrer Linken, in einer Höhe von zweitausend Metern, da, wo das Gras dicht und saftig ist und die Luft rein und kühlend, da trat ihm Katherine in den Weg und sagte in spöttischem Tone:

„Ich lade Dich zu meiner Hochzeit, Schäfer.“

„Ich werde kommen, Jungfer, ich werde kommen.“

5.

Meister Urban hatte sich zur Hochzeit festlich gekleidet. Seine Frau hatte all ihren Goldschmuck hervorgeholt, und die schöne Katherine zeigte sich, strahlend vor Freude, in einem neuen Kleide, das sie sich eigends in der Stadt bestellt hatte.“

Alle großen Käsefabrikanten des Thales waren geladen, nebst dem Pfarrer und dem Bürgermeister. Man wußte die Dinge gut machen, da der Bauer darauf hielt, daß die Hochzeit seiner Tochter die schönste sein sollte, die man jemals in der Gegend gesehen.“

Und es war ein schöner Tag, in der That. Der Saal war mit grünen Keisern geschmückt und eine Tonne alten Weins war zu der Feier in Angriff genommen worden.“

Seit dem Mittag hatte man fröhlich gegessen, und der hereinbrechende Abend hatte die Gäste noch bei Tisch gefunden.“

Plötzlich hörte man an die Thüre pochen. Es war festsam, daß die Hunde nicht gebellt hatten. Wer konnte noch kommen zu dieser Stunde? Katherine erhob sich, um zu öffnen; ein Mann stand unbeweglich auf der Schwelle.“

„Der rothe Schäfer!“ ertönte eine Stimme.“

„Was willst Du?“ fragte der Bauer unruhig. „Warum bist Du nicht bei den Thieren geblieben?“

„Ich bin nur gekommen, um mit Euch anzustößen,“ erwiderte Claude mit einem bösen Lachen. „Der Knecht kann ja wohl trinken heute mit dem Herrn, und als ich wegging, hat mich Jungfer Katherine zu ihrer Hochzeit geladen.“

„Gut, dann seh' Dich,“ sagte Urban rauh.“

„Es verlohnt sich nicht der Mühe. Ich werde gleich wieder gehen.“

Katherine reichte ihm ein Glas. Jede Unterhaltung hatte plötzlich aufgehört, wie wenn das Erscheinen dieses Mannes die ganze Gesellschaft in Bestürzung versetzt hätte, und als man anstieß, war es in einem eifigen Schweigen.“

„Auf Euer Wohl, schöner Bräutigam!“ sagte Claude.“

Der junge Bauer erhob sich erstaunt und streckte ihm sein Glas entgegen.“

„Wer ist dieser Schäfer?“ fragte er Katherine, als der rothe Claude gegangen war.“

„Das sollte ihn wirklich nicht hindern. Was sie aber hinzuzufügen vermag, war, daß Clis' Papa eben Präsident war — und junge Leute, welche Karriere machen wollen, können einen Präsidenten als Schwiegerpapa immer brauchen, zumal wenn dieser Präsident der unmittelbare Vorgesetzte ist. ... Wohl! Wohl! Also Zeit! Nur einen Blick noch, einen letzten in den Spiegel. ... und nun, mein lieber Eduard, auf nach Valencia!“

Wie prächtig das doch ist, solch' ein schöner goldener Mai! Auch Eduard kann sich dem holden Zauber nicht entziehen. ...

„Sonnentahl, Sonnenschein, lacht mir ins Herz hinein!“ summt er unwillkürlich stillergeräth vor sich hin.“

Fast mußte Eduard über sich lächeln. Wie lange, wie lange war's her, daß er mal diese Einfälle hatte. Ein Weibchen, eine Rose an der Brust. Der Altenraub war eben nicht gesund für die zarten Dinger, und hinter den Alten sah er nun schon so manches Jahr. Da dachte man auch an andere Sachen! Karriere! Das war die große Lösung. Und nun, blieb er auf diesem Wege stehen und sah sich nach einem Weibchen um. ...

Warum machte nur das kleine Wort, das bescheidene unscheinbare Blümchen den guten Eduard auf einmal so nachdenklich? ...

Und je mehr er dachte und sann, um so deutlicher erhob es aus dem dunklen Schooße der Vergangenheit sein blaues zinniges Köpfchen. ...

Es war auch so ein leuchtender Moment wie heute, der ihm die Lust nach etwas Blühendem weckte. Damals, da war er noch jung und liebte die Blumen sehr. ... und da trat er in den Laden ein und da lagen die kleinen duftenden Blumen auf dem Tisch. ... der Herr könnte aber, wie die alte, runzliche Frau, die Verkäuferin hinzufügte, wenn es ihm gefällig sei, auch edle Parma-Weibchen haben. Gleich rief sie auch danach: „Lieschen die Parma-Weibchen, Lieschen!“

„Gleich, Großmama.“ Und dann that sich hinter dem Tisch das grüne Geblüß auf und heroor schlüpfte eine Kindergestalt, so hold und lieblich und so jugendlich, wie die Rosenknospe da, nein, wie die bescheidene und doch so süßen und duftenden Blümlein, die sie ihm bot. Nun war er ganz verdußt von dem plötzlichen anmuthigen Wunder und starrte es groß an. Da wurde sie roth und senkte die Augen, auch so blau wie die Weibchen in ihrer Hand. Da rief die alte Frau etwas und nun erst machte er auf und nahm eins von den Sträußchen. ... aus ihrer Hand.“

„Meine Entelin,“ sagte die Alte mit wohlgefälligem Lächeln. ... Den ganzen Tag trug er's auf der Brust und dachte des holden Geschöpfes, das es ihm gereicht, und am anderen Morgen da stand er plötzlich abermals vor dem Blumenladen. Erst sah er behutsam durch die Scheiben, da war sie wieder in aller Holdseligkeit, das liebe Gesicht mit dem etwas fürwichtigen Stumpfnäschen. ... und dann trat er wieder höchst ehrbar in den Laden und die alte runzliche Frau lächelte gutmüthig. ... „Ein Weibchensträußchen.“

„Parma-Weibchen?“ Gewiß, gewiß, Parma-Weibchen.“ Und wieder rief sie: „Lieschen, die Parma-Weibchen!“ ... und Lieschen kam. Wie sie zurückfuhr, als sie ihn sah, fast erschrocken; dann aber lächelte sie ganz freundlich und unbefangen. ... „Bitte sehr, mein Herr, wenn Sie sich auszusuchen bescheiden.“ ... und das fürwichtige seine Stumpfnäschen blickte noch viel entzückender drein.“

Alle Tage kam er nun, sich seine Weibchen zu holen, Großmutter lächelte nur wohlwollend zu dem harmlosen Kurmacher, und Lieschen ließ sich munter und neckisch seine unschuldigen Huldigungen gefallen. ...

Eines Morgens kam er wieder, da war Lieschen ganz allein im Laden, denn Großmutter war krank geworden und lag hinten im Stübchen im Bett.“

„Mein liebes Lieschen,“ sagte er da auf einmal zärtlich und beugte sich zu ihr und schlang den Arm um die zarte kindliche Gestalt. Wie sie erzitterte ... und so lächelte er sie und nun alle, alle Tage ... „Lieschen“, rief es manchmal aus der hinteren Stube, aber immer schwächer und schwächer, und als er wieder eines Morgens kam, da war auch Lieschen nicht mehr im Blumenladen, aus der Hinterstube aber drang leise ein Weinen und Schluchzen, und da kniete Lieschen an einem Bett, den Kopf in die Kissen und auf ihrem braunen Haar eine weiße, erstarrete ehrwürdige Hand.“

Nun war sie mit einem Male ganz allein in der großen weiten Welt. Denn Vater und Mutter, die waren schon lange todt.“

Das Einzige, was ihre Großmutter zurückgelassen hatte, das war der blühende duftende Kram. Wohl oder übel, jetzt mußte sie ihn mit eigenen schwachen Kräften weiter führen. Und plötzlich war aus dem Kinde ein wohl-erzogenes, anmuthiges stilles Mädchen geworden. ...

Nun durfte er nicht mehr alle Tage kommen — die Leute sprächen schon darüber. ... davon aber mochte er nichts wissen und kam wieder wie zuvor, und glücklich wie er, so duldete sie's und kümmerte sich nicht mehr um die Leute, und Abends, wenn sie dann zu später Stunde den Laden schloß, dann wartete er drüben an der wohl-beruhigten Ecke und dann gingen sie zusammen dicht nebeneinander, Arm in Arm und waren glücklich, so glücklich. ...

Da kam der Morgen, wo er, gerade in so feierlicher Tracht wie heute, in das große düstere Haus hineinschritt, sein Examen zu machen, und dann nach vielen, schweren Stunden der Abend, und da stürmte er wieder hinaus, voll eitel Stolz und Glück, und darüber stand Lieschen, das Herz voll Bangen und Hoffen. ... Herrgott! was das für eine Freude war! ...

Und dann der Tag, der ihm die Anstellung brachte fern in der fremden Stadt, und da er scheiden mußte ... Bis in die Lippen bleich, die weit geöffneten großen Augen starr auf ihn gerichtet, hörte sie ihm zu: ...

„Du willst ... willst von mir?“

„Was ich ihm doch selber so schwer, so ganz unfaßbar schwer.“

„Eduard!“

„Es muß doch sein, Lieb'. Ich komme ja wieder.“

„Du versprichst es mir mit Deinem heiligen Wort?“

„In Noth und Verzweiflung mit gerungenen Händen schrie sie's zu ihm auf. ...

Und er versprach's — mit seinem Wort. ...

Und da kam die fremde Stadt mit den fremden Menschen und den fremden Straßen, das Getümmel und Gewühl der Weltstadt, wo Jeder nur sich selber lebt. ... und auf einmal war auch er selber drin in dem Getümmel und Gewühl und vor ihm das lodende Phantom, Ehre, Ansehen, Stellung.“

Die ersten Wochen schrieb er ihr, dann ... mein Gott, es bleibt Einem auf dieser wilden Jagd so wenig Zeit ... nun schrieb auch sie seltener. ... er hatte sie aber darum nicht vergessen. ... zu Weihnachten schrieb er ihr wieder und da, da kam der Brief zurück. ... Adressatin nach auswärtig verzoogen, wohin unbekannt. ...

Ganz aufrichtig, Eduard, war Dein Leid damals auch wirklich so echt, aber ahmestest Du ganz im Geheimen nicht mit leichterem Herzen auf? War Dein Gefährt mit einem Male von allem Ballast nicht frei und konnte nun erst so recht in saufender Karriere dahin treiben auf diesem spiegelglatten Asphalt, hin bis zu dem Hause dort, siehst Du's schon blinken mit seinen goldenen Sitteln und den blühenden Afazien davor, dem ersten Haltepunkt da Du rasten willst. ...

Und die Maisonne strahlte, und die Blüthe duften, und von drüben, gerade von dem stolzen Hause her, weht ein fluthender wunderbarer Hauch. ... Weibchen! Und da steden die blauen Köpfchen zusammen: „Denst Du noch anfer? Und warst Du nicht glücklich?“ Und hast uns nun doch in den Staub geschleudert und Dein saufendes Gefährt über uns weg. ... und nicht nur wir, auch eine andere unter den Rädern. Und liebtest sie doch und gabst ihr Dein Wort, Dein heiliges Wort, und ... ja, ja, glaub' es nur ... liebtest sie noch heut! ... Nach Ehre jagst Du aus und gabst die eigene hin.“

Nach Glück — und meinst mit dem Wurm da drinnen und war's es auf der stolzen Höhe, noch niemals so recht von Herzen glücklich zu sein ... Ist das, ist das der frische, freie, ehr-

lische Burtsche von einst? ... Was jügerst Du aber? Da ist ja das Haus mit den goldenen Sitteln. ...

Vor dem Hause aber, gerade neben dem Laternenpfahl, hält ein Mädchen, eine zarte blasse Gestalt, mit einem Korb auf dem Arm und, in Moos gebettet, duftende blaue Blumen darin. „Weilchen, frische Weilchen, mein Herr!“

Er schreckt davon auf. ... richtig, das war's ja ... ein solcher Strauß. Nun tritt er heran, und sieht er ihr in's Gesicht. ... da schreien sie Beide auf. ...

Blau die Weibchen vor ihm. ... strahlender aber das goldene Sittler. ...

„Vorwärts! Vorwärts! Sie warten auf Dich!“

Da stürzt er vorwärts in's Haus. ... An den Laternenpfahl aber flammet sich eine zitternde todbleiche Gestalt. ... und Korb und Weibchen bedecken den Stein. ...

Wer hat Mostau angefaßt? Ist es wirklich wahr, daß Mostafschin Mostau in Brand gesteckt hat? Das ist eine freitige Frage, die Pierre de Segur auf Grund neuer Beweismittel in der „Revue de Paris“ wieder aufnimmt. In seinem Roman „Krieg und Frieden“ stellt Leo Tolstoj Mostafschin angebliche Großthat bestimmt in Abrede: „Mostau“, schreibt er, „brannte, wie irgend eine andere aus Holz erbaute Stadt, wie irgend ein Dorf oder ein Haus hätte brennen können, die von ihren rechtmäßigen Besitzern verlassen und von dem Erbfeind in Besitz genommen worden waren.“ Und im Jahre 1823 veröffentlichte Mostafschin selbst eine interessante Broschüre unter dem Titel: „Die Wahrheit über den Brand von Mostau“, in der er erklärt: „Man muß mir Glauben schenken, wenn ich auf die schönste Rolle jener Zeit freiwillig verzichte und das Gebäude meines Ruhmes selbst aufzumachen lasse.“

Trotz dieses Zeugnisses, das man doch eigentlich für ausschlaggebend halten sollte, hält Pierre de Segur die entgegenge setzte These aufrecht und drängt Mostafschin die Ehre auf, die dieser selbst ablehnte. Herr de Segur benutzt für seine Studie Privatbriefe Mostafschins und hauptsächlich eine bis jetzt noch nicht herausgegebene Korrespondenz Mostafschins und des Kaisers Alexander aus dem Jahre 1812. Aus einigen Auszügen, die Pierre de Segur macht, ergibt sich keine absolute Gewißheit, aber wenigstens manche interessante Bemerkung. Mostafschin wußte, daß Mostau schlecht vertheidigt sei, und betrachtete die Uebergabe der Stadt als eine Katastrophe für Russland. Kurz vor dem Brande schrieb er an den Kaiser: „Da ich einsehe, daß das Schicksal Mostaus von einer Schlacht abhängt, habe ich mich entschlossen, die wenigen Leute, die noch dort geblieben waren, aus der Stadt zu entfernen, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß Bonaparte Mostau eben so verlassen finden wird, wie Smolensk. Alles ist weggeschafft worden. Wenn Mostau in die Hände Bonapartes fällt, wird es eine Wüste sein — wenn das Feuer es nicht vernichtet — und es kann kein Grab werden.“ An demselben Abend kam ein Offizier Kutuow's, der Prinz Eugen von Württemberg, zu Mostafschin, und dieser lief mit zitternder Stimme aus: „Wenn man mich um Rath fragte, würde ich keinen Augenblick zögern, zu sagen: lieber die Stadt niederbrennen, als sie dem Feinde überliefern.“ Das ist Mostafschins Meinung! Was aber der Gouverneur der Stadt betrifft, der den Auftrag hat, über ihr Wohlergehen zu wachen, so kann er einen solchen Rath nicht geben.“

Das Mostafschin später diese Unterscheidung zwischen dem Manne und dem Beamten aufrecht erhalten? Sicher ist, daß der Gouverneur im letzten Augenblicke befahl, daß die Feuer- spritzen mehrere Stunden an der Zahl, sämtlich aus der Stadt entfernt werden sollten. Ein General, der auf der Landstraße diesen merkwürdigen Zug traf, fragte Mostafschin, was das bedeuten sollte, und dieser erwiderte nur: „Ich habe gute Gründe dafür!“ Einige Jahre später führte er in Persien einen indiskreten Frager in folgender Weise ab: „Das, mein Herr, ist eine Frage, die der Kaiser selbst nicht an mich gerichtet hat, und darauf antworte ich keinem Menschen.“ Weisheit aber lehnte Mostafschin den Ruhm dieser Helventhat ab? Weil, nach dem Abzuge Napoleons und nachdem die Befehle vorüber waren, ganz Mostau sich gegen den Brandstifter gemandt hatte. Mostafschin mußte aus dem Lande gehen. Er irrte acht Jahre durch Europa, und als er im Jahre 1823, ein alter, müder, kranker Mann in die Heimath zurückkehren wollte, um dort zu sterben, mußte er die erwähnte Broschüre vorausschicken, in der er alles entzückend ableugnete.

Auf der Stundbarbahn. Fahrkarte! (wiltend). „Das Bescheidend!“ Der Zug hat wieder den Anschluß verbummelt, ich werde mich beschleunigen!“

Stationschef: „Wissen Sie was, lassen Sie das lieber! Die Post geht auch mit der Stundbarbahn, und ehe die Beschwerde bei der Direktion ankommt, ist die ganze Geschichte verjährt — Briefe gefällig!“

Ein Weibchensträußlein.

Novellette von Heinrich Landsberger.

Vortrefflich! Ganz vortrefflich. ... und noch einmal ließ der brave Eduard seine bewundernden Blicke auf diesem Spiegelbilde eines Fracks da drin im Spiegel ruhen. War er nicht ein ganz passabler Burtsche? Ersahen ein entschiedenes liebenswürdiger Charakter, dann Affessor am Kammergericht und drittens bei seinem Bantier die dicke Ledermappe mit den Pfandbriefen, alles Taufender. Hatte er also nicht alle Ursache, mit sich zufrieden zu sein? Und nicht nur er, sondern auch sein hochzuverehrender Herr Vorgesetzter, der Herr Präsident.“

„Nun, Herr Präsident,“ wollte er ihm nämlich sagen — betrachten Sie mich gütlich, wie ich hier bin, meine Verhältnisse sind Ihnen bekannt. Kurz und bündig, ich bitte um die Ehre, mich Ihren Schwiegerohn nennen zu dürfen.“

Und warum sollte der Präsident dann nicht einwilligen? Und Clis?

liche Burtsche von einst? ... Was jügerst Du aber? Da ist ja das Haus mit den goldenen Sitteln. ...

Vor dem Hause aber, gerade neben dem Laternenpfahl, hält ein Mädchen, eine zarte blasse Gestalt, mit einem Korb auf dem Arm und, in Moos gebettet, duftende blaue Blumen darin. „Weilchen, frische Weilchen, mein Herr!“

Er schreckt davon auf. ... richtig, das war's ja ... ein solcher Strauß. Nun tritt er heran, und sieht er ihr in's Gesicht. ... da schreien sie Beide auf. ...

Blau die Weibchen vor ihm. ... strahlender aber das goldene Sittler. ...

„Vorwärts! Vorwärts! Sie warten auf Dich!“

Da stürzt er vorwärts in's Haus. ... An den Laternenpfahl aber flammet sich eine zitternde todbleiche Gestalt. ... und Korb und Weibchen bedecken den Stein. ...

Wer hat Mostau angefaßt? Ist es wirklich wahr, daß Mostafschin Mostau in Brand gesteckt hat? Das ist eine freitige Frage, die Pierre de Segur auf Grund neuer Beweismittel in der „Revue de Paris“ wieder aufnimmt. In seinem Roman „Krieg und Frieden“ stellt Leo Tolstoj Mostafschin angebliche Großthat bestimmt in Abrede: „Mostau“, schreibt er, „brannte, wie irgend eine andere aus Holz erbaute Stadt, wie irgend ein Dorf oder ein Haus hätte brennen können, die von ihren rechtmäßigen Besitzern verlassen und von dem Erbfeind in Besitz genommen worden waren.“ Und im Jahre 1823 veröffentlichte Mostafschin selbst eine interessante Broschüre unter dem Titel: „Die Wahrheit über den Brand von Mostau“, in der er erklärt: „Man muß mir Glauben schenken, wenn ich auf die schönste Rolle jener Zeit freiwillig verzichte und das Gebäude meines Ruhmes selbst aufzumachen lasse.“

Trotz dieses Zeugnisses, das man doch eigentlich für ausschlaggebend halten sollte, hält Pierre de Segur die entgegenge setzte These aufrecht und drängt Mostafschin die Ehre auf, die dieser selbst ablehnte. Herr de Segur benutzt für seine Studie Privatbriefe Mostafschins und hauptsächlich eine bis jetzt noch nicht herausgegebene Korrespondenz Mostafschins und des Kaisers Alexander aus dem Jahre 1812. Aus einigen Auszügen, die Pierre de Segur macht, ergibt sich keine absolute Gewißheit, aber wenigstens manche interessante Bemerkung. Mostafschin wußte, daß Mostau schlecht vertheidigt sei, und betrachtete die Uebergabe der Stadt als eine Katastrophe für Russland. Kurz vor dem Brande schrieb er an den Kaiser: „Da ich einsehe, daß das Schicksal Mostaus von einer Schlacht abhängt, habe ich mich entschlossen, die wenigen Leute, die noch dort geblieben waren, aus der Stadt zu entfernen, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß Bonaparte Mostau eben so verlassen finden wird, wie Smolensk. Alles ist weggeschafft worden. Wenn Mostau in die Hände Bonapartes fällt, wird es eine Wüste sein — wenn das Feuer es nicht vernichtet — und es kann kein Grab werden.“ An demselben Abend kam ein Offizier Kutuow's, der Prinz Eugen von Württemberg, zu Mostafschin, und dieser lief mit zitternder Stimme aus: „Wenn man mich um Rath fragte, würde ich keinen Augenblick zögern, zu sagen: lieber die Stadt niederbrennen, als sie dem Feinde überliefern.“ Das ist Mostafschins Meinung! Was aber der Gouverneur der Stadt betrifft, der den Auftrag hat, über ihr Wohlergehen zu wachen, so kann er einen solchen Rath nicht geben.“

Das Mostafschin später diese Unterscheidung zwischen dem Manne und dem Beamten aufrecht erhalten? Sicher ist, daß der Gouverneur im letzten Augenblicke befahl, daß die Feuer- spritzen mehrere Stunden an der Zahl, sämtlich aus der Stadt entfernt werden sollten. Ein General, der auf der Landstraße diesen merkwürdigen Zug traf, fragte Mostafschin, was das bedeuten sollte, und dieser erwiderte nur: „Ich habe gute Gründe dafür!“ Einige Jahre später führte er in Persien einen indiskreten Frager in folgender Weise ab: „Das, mein Herr, ist eine Frage, die der Kaiser selbst nicht an mich gerichtet hat, und darauf antworte ich keinem Menschen.“ Weisheit aber lehnte Mostafschin den Ruhm dieser Helventhat ab? Weil, nach dem Abzuge Napoleons und nachdem die Befehle vorüber waren, ganz Mostau sich gegen den Brandstifter gemandt hatte. Mostafschin mußte aus dem Lande gehen. Er irrte acht Jahre durch Europa, und als er im Jahre 1823, ein alter, müder, kranker Mann in die Heimath zurückkehren wollte, um dort zu sterben, mußte er die erwähnte Broschüre vorausschicken, in der er alles entzückend ableugnete.

Auf der Stundbarbahn. Fahrkarte! (wiltend). „Das Bescheidend!“ Der Zug hat wieder den Anschluß verbummelt, ich werde mich beschleunigen!“

Stationschef: „Wissen Sie was, lassen Sie das lieber! Die Post geht auch mit der Stundbarbahn, und ehe die Beschwerde bei der Direktion ankommt, ist die ganze Geschichte verjährt — Briefe gefällig!“